

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337677](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337677)

ach und Eurer Stadt: Ihr habt gehandelt
 ein Volk ohne Gott und Sitte. Die Leiber
 Gerichteten sollen darum nicht ruhen in der
 Gemeinschaft ihrer Väter und Mütter. Wo
 Nichtschwert sie fällt, mag man sie ver-
 arren. Auf ihre Gräber pflanze man aus
 ein zehn Kreuze. Keine Schrift zeuge dar-
 von ihres Namens Schande. Daß aber
 Kinder und Kindeskinde an den Gräbern
 Väter beten können, setze man auf den
 ein das Zeichen ihrer Kunst. Auch Euch,
 hultheiß Krez, soll man einst unter sie bet-
 daß Euer Leichnam noch bezeuge, daß Ihr
 selben Sippe ward. Richten soll Euch ein
 berer; bis der Euch faßt, will ich Euch das
 den schenken. — Eure Stadt doch soll zum
 igen Gedächtnis so umgekehrt das Wappen
 hren.“

Und der Kaiser deutete auf den verkehrt
 henden Stadtschild.

Die Schlüssel Eurer Stadt und Eure Kette
 ll ich in bessere Hände tun!“

Und der Kaiser ließ sich vom Herold die
 labtschlüssel reichen und die silberne Untz-
 te des Schultheißen, die, des Zerreißens
 rrend, an dem Wappenschild der Stadt hing.

„Eine ganz besondere Gnade will ich Euch
 eiten!“ fuhr der Kaiser fort. „Einen Bürger
 arer Stadt will ich Euch zum neuen Schult-
 heißn setzen.“

Und er winkte Hellmut Eisenloß, seinen
 aubmann, herbei und hing ihm die silberne
 mskette um.

„Der hier set Euer Schultheiß, ein wackerer
 kann, wie Ihr ihn braucht!“

Zu Füßen des Kaisers kniete ein alter Mann
 nd tropfte aus brennendem Aug' lösende
 ränen auf des Kaisers Hand. Der über-
 ältigte Hello küßte, seinen bisherigen Groll
 n stillen abhittend, des Kaisers Rechte.
 der Ettlinger Stadt alter und neuer Schult-
 heiß.

„Steht auf!“ gebot nach einer Weile warm
 er Kaiser. „Ein Letztes laßt mich tun.“ Und
 er winkte des Schultheißen schöne Tochter her-

bei und legte zwei Hände ineinander. „Hilbe
 und Hello! Werdet glücklich!“

Die Ettlinger haben des Kaisers Wahl nicht
 zu bereuen gehabt. Hellmut Eisenloß war der
 Tüchtigsten einer, die in fester Hand des Me-
 städtleins Bügel hielten. Hilbe und Hello wur-
 den ein glücklich Paar und die Ehre ihres Na-
 mens bezeugt sich heute noch in bürgerstolzen,
 charakterfesten Sprossen ihres Geschlechts.

Der alte Schultheiß Moiz Krez freute sich
 noch viele Jahre des Glückes seiner Kinder.
 Und lang später, nachdem dem Hochbetagten
 Hello und Hilbe die Augen zgedrückt hatten,
 begruben sie ihn, dem Befehl des Kaisers ge-
 mäß auf der Nichtstätte draußen in den Kopf-
 rehen. Sein Grabkreuz ragt über die zehn
 andern empor, trägt aber gleich ihnen weder
 Bild noch Wort.

Als der fromme Sinn der Nachkommen bei
 der Nichtplatzlinde vor dem Tore eine Kabelle
 kaute, pflanzte man um ihre Mauer herum die
 elf Steinkreuz aus den nahen Kopfreben und
 dort stehen sie noch heute als ein mahnendes
 Zeichen an der Vorfahren Gewalttat und die
 strenge Sühne.

Und heutzutag noch führt die Stadt Ettligen
 zum Gedächtnis jener Begebenheit im blauen
 Schild den umgekehrten silbernen Turm.

Dem kaiserlichen Hofnarren, der in so eigener
 Art hatte die Geschide der Stadt zu lenken ver-
 standen, haben die folgenden Geschlechter sein
 Bildnis auf einen Brunnenstod setzen lassen.
 Und dort steht es heute noch und darunter des
 flugen Narren trefflicher Leibspruch von der
 Weltweisheit und Gottestorheit, etwas ver-
 ändert in der Form, aber darum nicht minder
 trefflich:

Laß mich unberacht.
 Bedenk, der Welt Weisheit und Pracht
 Ist vor Gott eine Torheit geacht.

Es gibt zwar in Ettligen heut noch und
 heut wieder Leute, die bei solchen und andern
 Weisheiten ihr „dagegen“ haben. Das macht
 aber nichts, denn solche Sorten sterben nirgends
 aus.

Humoristisches.

Schlimmes Surrogat. Ein Händler kauft bei einem
 Weib Febern. Da gerade keine Gewichte vorhanden
 sind, legt er die Hand in die Wagschale und sagt:
 „Wir brauchen keine Gewichte — meine Faust wiegt
 gerade ein Pfund.“

len): „Das wird der Herr Hauptmann am besten
 wissen.“

Poshafter Rat. „Ich will mein Zimmer weihen
 lassen, denn ich male es dann selbst.“ sagt ein Stu-
 dent zu seinem Kollegen. — „Lieber Freund.“ entgeg-
 nete dieser, „mal' es lieber zuerst und laß' es hernach
 weihen.“

Naiv. Wachtmeister: „Wenn im Eilschritt
 marschirt werden soll, wie kommandiert da der Herr
 Hauptmann?“ — Rekrut (nach einigem Nachden-

Etwas über Geschützrohre.

Das erste Geschützrohr soll der steinschleudernde Mörser des Mönches gewesen sein, der den Suchenden die Treibkraft des Schießpulvers finden ließ. Vieles, sehr vieles spricht aber dafür, daß man schon Jahrhunderte vorher, ja, nicht allzulange nach Beginn unserer Zeitrechnung das Pulver bereits gekannt hat. Eine Streitfrage ist allerdings die, ob man es auch schon zur Fortbewegung von Geschossen zu benutzen wußte. In China soll man sich schon früh gelegentlich der Feuerwaffen bedient haben, wenigstens trägt die große chinesische Mauer stellenweise Schießscharten, deren Aussehen auf Geschütz schließen läßt. Von China, sagt man, sei die Kenntnis des Pulvers über Indien nach Arabien gelangt, aber dort wie hier habe man den geheimnisvollen Stoff fast nur zur Herstellung von Feuerwerken benutzt.

Eine eigenartige, mit einer Zeichnung versehene Beschreibung findet sich in einem dem elften

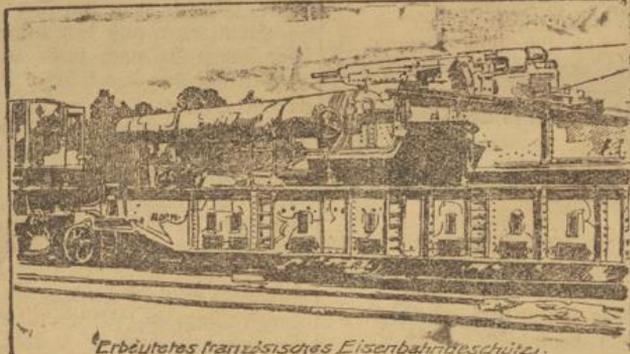
Jahrhundertentstammenden Buche der vaticikanischen Bibliothek. Wir sehen dort einen Krieger, der auf einer Sturmleiter stehend sich anschickt, die Mauer einer feindlichen Feste zu ersteigen. Seltsamerweise trägt er in der Hand ein kurzes, kanonenartiges Rohr, aus dem eine Feuerflamme schlägt. Im Text wird bemerkt, daß die Verteidiger des Mauerwerks sich schnellstens davonzumachen pflegten, wenn man ihnen durch einzelne Soldaten von der Sturmbrücke aus mittels feuer-speienden Rohren Feuer ins Gesicht schiesse.

Mit Sicherheit läßt sich das Vorkommen von Geschützrohren oder „eisernen Büchsen“ in Deutschland um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nachweisen. Es sind uns nämlich eine Menge Stadtrechnungen erhalten geblieben, die von der Beschaffung solcher Geschütze reden.

Die ersten „Büchsen“ waren kurze, nur spannen- bis fußlange Eisenrohre, die meist um einen Dorn geschmiedet und mit einem nachträglich eingefügten Verschluss oder Bodenstück versehen wurden. Dieser Boden trug außen eine Dülle, das heißt ein kurzes Rohr, in welches ein Stab gesteckt wurde, der gewissermaßen als Gewehrkolben diente. Aus diesen Handkanonen, die man von der Hand aus abschoss, wurden ziemlich große Strahlgeschleudert. Schußweite und Wirkung waren gering.

Bald verfertigte man größere und größere Rohre, teilweise auch aus Bronze, legte sie auf Bodgestelle und befestigte sie hier mit eisernen Querbändern. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts etwa kamen die Schildzapfen auf, das sind die seitwärts des Kanonenrohrs angebrachten Zapfen, die in die Lafette eingelassen werden. Früh schon machte man Versuche, Schießpulverlager zu bauen, auch kam das Ziehen der Rohre, also das Versehen des Rohrinnern mit Zügen schon früh auf. Das Rohr selbst bestand aus einem Stück. Die Schußwirkung blieb recht unbedeutend, solange man sich des Staupulvers bediente, das später aufkommende Körnerpulver verbesserte hier manches, aber immerhin konnte auch dieses keine Höchstleistungen erzielen.

Die besten, aus einem Block hergestellten Geschützrohre sind aber den gewaltigen Anforderungen, welche die modernen Triebmittel, Nitroglycerin und Schießbaumwolle, stellen, schlecht gewachsen. Die kleinkalibrigen Geschütze sind bei der Herstellung des Rohres aus einem Block noch angängiger bei mittlerer und schwerer Schiffsartillerie beispielsweise aber nicht.



Erbautes französisches Eisenbahngeschütz.

Nächst dazu, das Seelenrohr durch einen Stabmantel zu verstärken. Dieser Mantel kann entweder bis zur Mündung reichen oder nur einen Teil des Rohres, jedenfalls aber den stark beanspruchten Laderaum, bedecken. Ein solcher Mantel wird natürlich in erhitztem Zustande übergezogen und muß sich dem Kernrohr genau anpassen. Während die Metallfaser dieses Rohres in der Längsrichtung verläuft, pflegt die Mantelrohrfaser sich hierzu ringförmig zu stellen. Dadurch wird das Seelenrohr ganz bedeutend verstärkt. Der Mantel umklammert das Rohr wie ein gewaltiges Stahlband und erschwert ein Zerspringen.

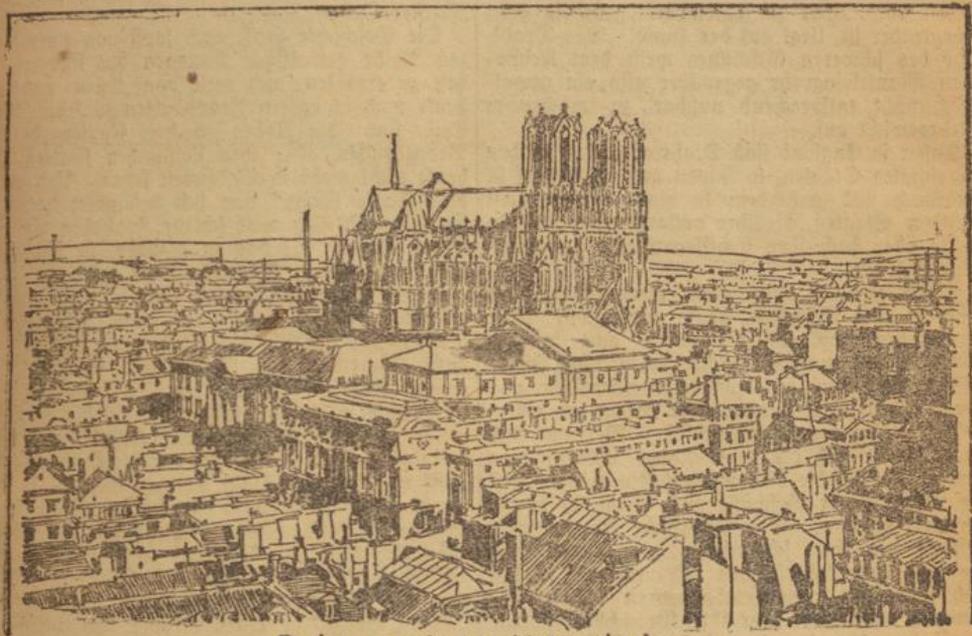
Die französische Marine führt solche Mantelringrohre in ihrer schweren Schiffsartillerie, daneben allerdings auch Mantelringrohre, von denen jetzt die Rede sein wird.

Mantelringrohre wurden zuerst durch Krupp hergestellt und bedeuten eigentlich nur eine weitere Durchkonstruktion der Mantelrohre. Es handelt sich hierbei nämlich um Mantelrohre, die durch Ringe noch besondere Verstärkungen erhalten. Diese Ringe werden über den Mantel gezogen

ober ihm auch wohl vorgelegt. Mantelringrohre kommen in der Regel nur bei schwerem Geschütz zur Anwendung, beispielsweise bei der schweren Artillerie unserer Kreuzer und Schlachtschiffe, aber auch bei dem großen Feld- und Belagerungsgeschütz.

Das Mantelringrohr stellt bis heute das Vollkommenste auf dem Gebiete der Geschützrohre dar, weshalb diese Konstruktion denn auch fast überall in Aufnahme gekommen ist, wo nicht das gleich zu besprechende, in England erfundene Drahtrohr Eingang gefunden hat. Nirgendwo aber ist es dem Ausland bisher gelungen, das Krupp'sche Mantelringrohr in gleicher Güte herzustellen, geschweige denn es zu überholen. Das

Eine ganz eigenartige Konstruktion stellt das in England aufgekommene Drahtrohr dar. Erfunden ist es von Londridge und verbessert von Vickers. Um ein Rohr mit schwacher Wandung wird der ganzen Länge nach Draht gewickelt, und zwar in vielen Schichten übereinander. Die Mündung zu nimmt die Zahl dieser Schichten oder Lagen ab, während sie über dem Laderaum sehr dicht liegen. Der Draht ist entweder dreikantig oder flach mit rechteckigem Querschnitt und die Wickelung erfolgt in warmem Zustande des Metalls. Von der Menge des zur Verwendung kommenden Drahtes kann sich der Laie natürlich keine rechte Vorstellung machen, es sei hier deshalb erwähnt, daß für ein Rohr von 30,5 Zen-



Reims mit der Kathedrale

Geheimnis liegt hier weniger vielleicht in der Bauart, als in dem zur Verwendung kommenden Material. Die Tragweite und Durchschlagkraft der schweren deutschen Marineartillerie ist deshalb sowohl der englischen wie französischen überlegen. Die Güte des Materials zeigt sich vor allem auch in der verhältnismäßig langen Lebensdauer der deutschen Geschützrohre gegenüber denen anderer Staaten. Beispielsweise soll ein englisches 38,1-Zentimeter-Geschütz nach etwa 80 Schuß erledigt sein, während die schweren Krupp'schen Kanonen gegen 250 Schuß versauern können, ehe sie verlerbt sind. Abgesehen hat die Praxis im Kriege gezeigt, daß die meisten deutschen Geschützrohre bedeutend längere Zeit brauchbar bleiben, als die Theorie ihnen zuspricht.

timeter Seelenweite bis zu 180 Kilometer Draht benötigt werden. Bei sehr großen Geschützen wird in das Kernrohr, welches die Spiralwindungen trägt, noch ein besonderes Seelenrohr eingefügt. Dieses kann ausgewechselt werden.

Fragt man nun nach dem Wert dieser Drahtrohre, so muß zugegeben werden, daß sie der Sprengwirkung selbst scharfer Ladungen einen großen Widerstand entgegensetzen. Andererseits aber zeigen sie die Neigung, sich in der Längsrichtung zu biegen, eine Erscheinung, die besonders bei den langen Rohren der großen Schiffsgeschütze beobachtet worden ist und die notgedrungen zu einer Verkürzung von Rohren mit 50-facher Länge des Seelendurchmessers führte. Dann haben die Drahtrohre den Mangel, sehr schwer zu sein. Stellt man beispielsweise die

Leistung eines Drahtrohres mit einem Krupp'schen Mantelringrohr unter Berücksichtigung der bei beiden notwendigen Metallmassen in Vergleich, so ergibt sich, daß auf ein Armstrong'sches Drahtrohr etwa 4 Kilogramm Stahl auf jede Tonne Arbeitsleistung vor der Geschützöffnung kommen, während man auf ein Krupp'sches Mantelringrohr nur 2,7 Kilogramm bei gleicher Leistung zu rechnen hat. Das heißt also mit andern Worten: Für jene Kraftmenge, die erforderlich ist, um dicht vor der Mündung des Geschützrohres beim Schusse eine Tonne oder 20 Zentner 1 Meter hoch zu heben, hat man dort 4, hier aber nur 2,7 Kilogramm Rohrstaß nötig. Daß dieser Unterschied in der Metallmenge bei großen Schiffgeschützen, die 30 000 und mehr Tonnenmeter Arbeit vorm Rohr zu leisten vermögen, ein ganz bedeutender ist, liegt auf der Hand. Das Drahtrohr des schweren Geschützes weist dem Krupp'schen Mantelringrohr gegenüber also ein gewaltiges, nicht entsprechend nutzbar zu machendes Mehrgewicht auf.

Außer in England sind Drahtrohre auch in den Vereinigten Staaten, in Japan und in Italien in Gebrauch und außerdem in einer Reihe meist kleinerer Staaten, die ihre vollarmierten Kriegsschiffe oder doch ihre Schiffsartillerie aus England beziehen.

Schon ziemlich bald nach Verwendung des Pulvers zum Schießen, baute man zwar keine Drahtrohre, wohl aber Stabrohre aus in der Längsrichtung zur Seelenachse verlaufenden Eisenstäben, die man miteinander verschweißte und durch eiserne Querbänder oder Ringe zu einem hohlen Bündel zusammenschloß. Bekannt sind bann wohl auch die sogenannten Lebertanonnen Gustav Abolfs, die hier genannt sein mögen, weil die Rohre dieser Geschütze auch durch Widelung verstärkt wurden. Das eigentliche Kanonenrohr bestand aus einer schwachwandigen Kupferhülse, die man mit Lebertreifen fest umwand. Leicht und daher gut transportabel waren diese Feldkanonen allerdings, aber ihre Brauchbarkeit war im übrigen derart gering, daß ihr Erfinder, der Selb von Lützen, sie schon bald wieder abschaffte.

Was nun die Größe der Geschützrohre betrifft, so hat man zu allen Zeiten Riesen und Zwerge verfertigt. Die leichtesten Kanonen der Vergangenheit warfen wenige Lot Blei, die schwersten

viele Zentner Stein oder Eisen. Das schwerste Geschützrohr, welches jemals bestanden, war das der „Kanone der Dardanellen“. Es stellt betreffs seiner Ausmaße alles andere in Schatten. Dieses Ungeheuer wurde 1432 auf Befehl Mohammeds II. durch den ungarischen Geschützmacher Orban hergestellt. Es erforderte, nach Angabe von Zeitgenossen, 700 Mann zu seiner Bedienung und je drei Stunden zum Laden. Vor Adrianopel kam es zur Verwendung. Die riesenhafte Steintugel, die es schleuderte, wurde etwa 2 Kilometer weit getragen, nach heutiger Anschauung eine recht bescheidene Schuhweite, und schlug mehrere Meter tief in den Boden ein. Das Rohr zerprang indessen schon bei einem der ersten Schüsse und erschlug unter andern auch den Meister Orban.

Die Geschichte weiß auch sonst von einer ganzen Reihe gewaltiger Kanonen der Vergangenheit zu erzählen, und viele von ihnen sind bis heute noch in unseren Zeughäusern zu sehen. Zum Teil sind die Rohre wahre Kunstwerke des Bronzegusses, aber ihre Leistungen könnten uns heute nicht mehr in Erstaunen setzen. Und wenn die „Faule Greta“ von sich behauptet hat, daß sie sieben Meilen weit schieße, so haben wir noch keinen Grund, ihr das zu glauben, sie hat sicher noch keine sieben Kilometer weit getragen.

Unsere modernen, großen Schiffs- und Strandgeschütze weisen durchweg ganz bedeutenden Rohrlängen auf als die alten Geschütze, die mehr Wert auf das Gebränge und möglichst großes Kaliber legten. Ein 38-Zentimeter-Geschütz unserer Marine trägt etwa 35 bis 40 Kilometer und entwickelt beim Schusse vor der Mündung eine Kraftmenge, die ausreicht, ein Linienschiff von 30 bis 32 000 Tonnen Gewicht 1 Meter hoch aus dem Wasser zu heben. Diese langrohrigen Schiffgeschütze rechnen zu den Flachbahngeschützen, im Gegensatz zu den Steilfeuergeschützen, den Haubitzen und Mörsern. Was ein 42 Zentimeter-Mörser vom Schloße der „Viden Berta“ zu leisten vermag, das wissen unter andern die Antwerpener Forts. Hier durchschlug ein Geschöß dieses Riesenmörfers eine 7 Meter dicke Erdschicht, dann eine 2,2 Meter starke Betonlage, darauf die Panzerkuppel, die nebenbei noch bis zum benachbarten Fort geschleudert wurde.

Laufige Ecke.

Der Zerstreute. Der Gelehrte Sir John Burdon-Sanderson in Oxford war bekannt wegen seiner außerordentlichen Zerstretheit. Eines Abends war große Gesellschaft bei dem Herrn Professor, und die Dame des Hauses überließ es ihrem Gatten, die Gäste nach dem Speisezimmer zu führen. Als sie in den Saal herunter kam, fand sie ihn eifrig damit beschäftigt, den verblüfften Gästen in ihre Mäntel zu helfen, ihnen die Hände zu schütteln und Adieu zu sagen. Der Herr Professor hatte in seiner Zerstretheit geglaubt, er

habe die Gäste hinauszukomplimentieren! — Bei einer andern Gelegenheit ging er einmal mit einem Herrn spazieren, der als Gast in seinem Hause wohnte. Als sie wieder nach Hause kamen, wandte sich Sir John an der Haustür zu dem Gast, schüttelte ihm die Hand zum Abschied und sagte liebenswürdig: „Ich würde Sie mit dem größten Vergnügen einladen, doch bei mir zu wohnen, da Sie hier in der Stadt fremd sind. Aber es geht beim besten Willen nicht, unser Fremdenzimmer ist besetzt, wir haben schon Logierbesuch!“

Aus dem Leben unseres neuen Präsidenten.



Landtagsabgeordneter Weißhaupt
Präsident des Badischen Bauern-Vereins

Geschäft in seiner Vaterstadt Pfullendorf. 1895 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Bürgerausschuß, 1901 in den Gemeinderat, 1905 trat er als Vertreter des ersten badischen Wahlkreises in die Zweite badische Kammer und 1907 in die Badische Landwirtschaftskammer.

Neben der Brauerei führte er die Wirtschaft zum „Röhle“ in seiner Heimatstadt. Ausgedehnter landwirtschaftlicher Besitz, den er selbst mit seiner Familie, bestehend aus Mutter, 2 Töchtern und 2 Söhnen (beide im Felde stehend) bewirtschaftet, gab ihm Gelegenheit, die Sorgen der Landwirtschaft aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Die hier gesammelten Erfahrungen wurden erweitert durch längeren Aufenthalt im Ausland und größere Reisen im Inland. Besonders auf dem Gebiet der Viehzucht erwarb er sich bedeutende Kenntnisse, die er als Verwaltungsratsmitglied des bekannten Spitals in Pfullendorf und im oberbadischen Zuchtgebiet verwertete. Der weite Blick und der energische Wille brachten ihm bald eine Führerstellung unter seinen Standesgenossen in der Heimat und einen Platz im Räte des Badischen Bauern-Vereins. Im Landtag war er lange die beste Hilfe des verstorbenen Präsidenten Schülers, wenn es galt, die landwirtschaftlichen Interessen zu vertreten. Je mehr dieser Bauernführer durch Krankheit und Alter an der energischen Arbeit gehindert war, um so mehr trat Weißhaupt in den Vordergrund; seit dem Hinscheiden Schülers war er im Landtag tatsächlich einer der ersten Führer des Bauernstandes.

Wer die Debatten des Landtags verfolgt hat, wird daraus den gleichen Eindruck gewonnen haben. Mit weitschauendem Blick und zäher Energie nimmt hier der Hg. Weißhaupt die Interessen seiner Standesgenossen war.

Seine reichen Kenntnisse sichern ihm auch einen großen Einfluß bei anderen Stellen, bei militärischen und staatlichen, sichern ihm aber auch das Vertrauen seiner Standesgenossen in festem Maße.

Wir sind der Ueberzeugung, der Bauern-Verein hat eine glückliche Wahl getroffen. Nach dem Krieg werden von der Landwirtschaft neue Probleme zu lösen sein. Weißhaupt ist der Mann, um dem Verein führend und leitend voranzugehen. Möge es ihm vergönnt sein, den Verein weiter zu führen auf aufsteigender Bahn zum Nutzen und zum Frommen seiner Mitglieder und des gesamten Bauernstandes!

Am 30. Juni 1918 wurde unser eifriges und verdienstes Hauptvorstandsmitglied, Landwirt und Landtagsabgeordneter Josef Weißhaupt aus Pfullendorf einstimmig zum Präsidenten des Badischen Bauernvereins gewählt. Bei der Bedeutung, welche dieser Akt für unser Vereinsleben hat, seien im Anschluß an die feierzeitigen Mitteilungen im Vereinsblatt einige Daten aus dem Leben unseres neuen Präsidenten auch im diesjährigen Kalender festgehalten. Josef Weißhaupt ist am 29. September 1863 in Pfullendorf geboren, steht also im 55. Lebensjahr. Nach dem Besuch der Volksschule sollte der talentvolle Knabe sich dem Studium zuwenden; die eigene Neigung entschied aber für das praktische Berufsleben. Josef Weißhaupt erlernte das Brauereigewerbe; besuchte nach vollendeter Lehre die Brauerschule zu Augsburg und eröffnete 1889 als Meister sein